

Robin Saban ist ein Filmemacher aus Hollywood, dem die Integration jugendlicher Migranten ein Anliegen ist

„Die Jugend wünscht sich Visionen“

Von Stefan Beig

■ Robin Saban machte in Los Angeles Filmkurse für Zuwandererkinder.

■ Nun plant er ein solches Projekt in Wien.

Wien. Robin Saban war erfolgreicher Geschäftsmann und Filmemacher in Hollywood, als er 2005 bei einem Besuch eines griechischen Filmfestivals in das „Byzantine-Latino Quarter“ von Los Angeles kam. Die Gegend ist verarmt und hat eine hohe Kriminalitätsrate. Straßengangs, Drogen und Prostitution gehören zum Alltag. Viele Zuwandererfamilien, etwa aus Lateinamerika, leben hier.

„Ich lernte Pater Bakas von der griechisch-orthodoxen Kirche kennen“, erzählt Saban. Der Priester war an Sabans Filmprojekten interessiert, etwa am International Student Film Festival Hollywood, welches Saban 2003 ins Leben gerufen hatte. 800 Filme von Studenten aus 45 verschiedenen Ländern wurden dort mittlerweile gezeigt. „Pater Bakas wollte, dass ich ein ähnliches Programm in seinem Bezirk umsetze, damit sich die Kinder nicht nur auf der Straße herumtreiben.“

Saban entwickelte ein Nachmittagsprogramm, bei dem Jugendliche ihre eigenen Filme machen. „Die Teilnehmer hatten Schwierigkeiten mit der Integration in die amerikanische Gesellschaft.

Viele sprachen kein Englisch“, berichtet er. Zwei Mal zwei Stunden wöchentlich fand der Filmunterricht statt.

Neben Profis aus der Filmindustrie gewann Saban auch Professoren von der University of Southern California und der University of California als Lehrer für das Projekt: „Die Lehrer fühlen sich bei diesem Programm wohl. Sie lernen viel von den Kindern. Die Studenten an der Uni sind



„Die kulturelle Vielfalt in Wien ist eine Chance für den Film“, ist Robin Saban überzeugt. Foto: Pessenlehner

viel disziplinierter. Die Kinder sagen die Dinge geradeheraus.“

Rund 35 Kurzfilme sind mittlerweile bis heute entstanden. Meistens handeln sie von sozialen Themen, der Schule, den Eltern, Rassismus, religiösen Auseinandersetzungen und Sexualität. Besonders Rassismus sei ein großes Thema, etwa zwischen Schwarzen und Weißen, Muslimen und Christen, aber auch innerhalb der Communities.

Die Jugendlichen erzählten so ihre eigenen Geschichten. Ein Film handelt von einem Jugendlichen, dessen Mutter aus Lateinamerika stammt, dessen Vater hingegen Schwarzer ist. Es ist eine wahre Geschichte „Der Bub wurde von beiden Communities nicht akzeptiert – weder von den Hispanics, noch von den Schwarzen. Er war genau dazwischen“, sagt Saban. Auch andere persön-

liche Anliegen konnten die Teilnehmer filmisch umsetzen. Ein Vegetarier filmte das Schlachten von Tieren. Nachdem er den Film in seiner Schule vorgezeigt hatte, wurden 35 seiner Mitschüler ebenfalls Vegetarier.

Höheres Selbstwertgefühl durch das Filmemachen

Inhaltlich Vorgaben für die Filme gab es nicht, nur politische Propaganda und Rassismus waren untersagt. Sie waren laut Robin Saban kein echtes Problem, auch nicht während des Kurses. Wenn ein Kursteilnehmer einmal Schwierigkeiten verursachte, wurde er zu einem Vier-Augengespräch zur Seite genommen.

Zum Abschluss wurden die entstandenen Filme einem großen Publikum – rund 600 Personen – gezeigt. Die Kursteilnehmer mussten dabei ihre Filme vorstellen. „Allein dass sie dort vor allen Menschen etwas sagen mussten,

war schon ein wichtiger Beitrag“, meint Saban. „Die Jugendlichen teilen etwas mit den Anderen, auf das sie stolz sind.“

Positiven Einfluss hatte das Projekt auf den Schulerfolg der Kinder. Vielen Jugendlichen in armen Migrantenfamilien fehle es in den USA an Selbstvertrauen, sagt Saban. Sie trauten sich ein Studium an der Uni erst gar nicht zu und seien überzeugt, dass sie die Mehrheitsgesellschaft nicht mag. „Dieses Projekt steigert ihr Selbstwertgefühl. Sie stellen ihre eigenen Geschichten öffentlich vor und entdecken ihre Kreativität. Darüber hinaus lernen sie zusammenzuarbeiten.“ Zu Gruppenbildungen, wie in der Schule, seien es in den bunt zusammengewürfelten Kursen nicht gekommen, dafür seien neue Freundschaftstreffen entstanden.

Bevor Robin Saban, von der Filmindustrie angelockt, in den 90er Jahren nach Hollywood kam,

leitete er jahrelang ein multikulturelles Theater in Montreal, für das er Stücke schrieb, teils auf Türkisch und Kurdisch. In Los Angeles arbeitete er als Produzent und Cutter, und gründete das Cross Cultural Film Festival – eine Plattform für Filmemacher verschiedener ethnischer Herkunft. Er selbst ist Kurde.

Seit einigen Monaten lebt Saban in Wien. „Ich war in den letzten 25 Jahren mindestens zehn Mal in Wien“, erzählt er. „Ich liebe diese Stadt.“ Dass sich Wien stark verändert hat, ist ihm nicht entgangen. „Wien wurde kosmopolitisch. In der Straßenbahn höre ich viele verschiedene Sprachen. In den Medien und auf der Straße wird dauernd über Integrationsprobleme geredet. Nun gibt es sogar einen eigenen Integrationsstaatssekretär. Es war schlau, mit Sebastian Kurz eine junge Person für diesen Job zu wählen. Wir sollten ihn dabei unterstützen.“

Auch diese Stadt brauche ein Filmprojekt für Migrantenkinder, findet Saban. „Ich war im zehnten und fünfzehnten Bezirk. Die Jugend hier wünscht sich Visionen.“ In der neuen Diversität sieht er eine Chance für das Filmemachen. „Künstler können den Menschen die neue Realität zeigen. Man darf nicht zulassen, dass sich die Spannungen in Gewalt entlassen.“ Zurzeit entwickelt Saban ein Programm für Jugendliche mit der in Wien befindlichen International Academy for Independent Filmmaking (Iff). Sie ist noch ein Geheimtipp, von dem Saban begeistert ist. „Iff-Leiter Ip Wischin ist ein brillanter Lehrer. Seine Crew ist mit viel Hingabe beim Filmemachen dabei.“

Vom Erfolg des Projekts ist Saban überzeugt. „Man muss auf das Niveau der Kinder eingehen. Man darf nicht zu streng sein. Sie müssen entspannt sein. Man muss ihr Freund sein, nicht ihr Lehrer. Dann fühlen sie sich wohl und werden viel kreativer. Sie haben dann keine Angst, was die Lehrer sagen werden.“ ■



Nach dem Aufwachen zu rauchen, ist ein schlechter Zeitpunkt

Von Alexandra Grass

■ Die morgendliche Zigarette erhöht das Krebsrisiko drastisch.

■ Nikotin kann vor Parkinson schützen.

Wien. Dass Raucher ein erhöhtes Krebsrisiko haben, ist bekannt. Besonders ungesund scheint allerdings die erste Zigarette am Tag unmittelbar nach dem Aufstehen zu sein. Zumindest berichten das US-Forscher um Joshua Muscat vom Penn State College of Medicine in Hershey

(Pennsylvania) im Fachmagazin „Cancer“. Je nachdem, wie viel Zeit nach dem Aufstehen bis zum Konsum der ersten Zigarette vergeht, ist das Krebsrisiko unterschiedlich. Je kürzer die-

se Zeit ausfällt, umso höher die Gefahr einer bösartigen Erkrankung.

Einer Studie zufolge ist das Risiko, an Lungenkrebs zu erkranken, bei Rauchern, die schon in den ersten 30 Minuten nach dem Aufwachen ihre Nikotinsucht befriedigen, um 79 Prozent erhöht. Bei Studienteilnehmern, die bis zu 30 Minuten später zur Zigarette griffen, lag das erhöhte Risiko nur noch bei 31 Prozent. Die Daten stammen von rund 4700 Krebspatienten und 2800 gesunden Vergleichspatienten, die alleamt regelmäßige Raucher waren.

Beim Gehirntumor- und Nackenkrebsrisiko zeigte sich ein ähnliches Bild.

Die Forscher sehen den Zeitpunkt der ersten Zigarette durchaus als Indikator für das individuelle Krebsri-

siko. Raucher, die bereits unmittelbar nach dem Erwachen ihre Sucht befriedigen müssen, „haben einen höheren Nikotinlevel und möglicherweise auch mehr andere Toxine im Körper“, erklärt Muscat.

Robert West vom britischen Krebsforschungszentrum glaubt, dass Morgentraucher besonders intensiv an der Zigarette ziehen, wie er auf BBC Online meint. Der Raucherbeginn in der Früh könnte ein besseres Maß für die Aufnahme von Giftstoffen sein als die absolute Anzahl der täglich konsumierten Glimmstängel.

Schutz für das Gehirn

Andere Forschungsergebnisse deuten darauf hin, dass Nikotin das Gehirn vor der Parkinson-Krankheit schützen kann. Diese überraschende Entdeckung kann die Wissenschaft zu neuen Möglichkeiten in der



Ein morgendliches Ritual überdenken. Foto: fotolia

Behandlung der sogenannten Schüttellähmung führen. „Diese Studie wirft die Hoffnung auf eine mögliche neuroprotektive Behandlung von Patienten in einem sehr frühen Stadium der Krankheit oder sogar bevor die Erkrankung überhaupt diagnostiziert wurde“, erklärt Patrick P. Mit-

chel, Co-Autor der Untersuchung, vom Institut du Cerveau et de la Moelle-Epinie in Paris.

Neuroprotektion ist der Versuch, Nervenzellen und Nervenfasern durch pharmakologische oder molekularbiologische Methoden vor dem Absterben zu bewahren. Ziel ist die Verzö-

gerung des Krankheitsverlaufs und einer daraus resultierenden Verbesserung der Lebensqualität.

Die Forscher zeigten in Versuchen mit Mäusen, dass durch Nikotin angeregte Rezeptoren offenbar dafür sorgen, Neuronen, die sonst absterben, zu erhalten. Die Ergebnisse wurden im „Faseb Journal“ (Federation of American Societies for Experimental Biology) veröffentlicht.

Doch Gerald Weissmann, Chefredakteur des „Faseb Journal“ warnt Raucher: „Auch wenn Nikotin vor Parkinson schützt, würden Sie nicht so lange leben, um die Krankheit überhaupt entwickeln zu können. Denn Rauchen erhöht das Risiko für tödliche Krebs- und Herz-Kreislauf-Erkrankungen.“ Nun seien die Wissenschaftler aber in der Lage, entsprechende Medikamente zu entwickeln. ■

